

THEOLOGISCHE REVUE

121. Jahrgang
– Oktober 2025 –

Schubert, Anselm: *Christus (m/w/d)*. Eine Geschlechtergeschichte. – München: C. H. Beck Verlag 2024. 396 S., geb. € 32,00 ISBN: 978-3-406-82237-7

Vor dem Hintergrund, dass man aktuell sechs, sieben oder sogar 60 verschiedene Geschlechteridentitäten auszumachen weiß (FAZ.NET 04.09.2014), liegt es nahe, auch im Blick auf Christus rückblickend nachzufragen, welche Geschlechteridentität(en) die Menschen ihm im Laufe der 2000-jährigen Christentumsgeschichte zugeschrieben haben.

Wenn der in Erlangen lehrende Kirchenhistoriker Anselm Schubert von Geschlechtlichkeit spricht, meint er nicht das biologische Geschlecht Christi, sondern das körperliche Geschlecht, das die Menschen dem von ihnen verkündigten Christus zugeschrieben haben. So akzentuiert er entschieden, dass eine „mögliche Biologie dieses übernatürlichen, auferstandenen Körpers kaum vorstellbar“ sei (18). Umso klarer sieht er die Geschlechtlichkeit auf das körperliche Geschlecht Christi bezogen, so dass es „als männliches bzw. weibliches oder androgynes aufgefasst wurde“ (19).

S.'s Monographie ist stringent strukturiert: Im Anschluss an eine terminologisch orientierende „Einleitung“ (13–22) geht S. im Hauptkap. I „Überwindung. Die eine Männlichkeit Christi in der Antike“ (25–69) aus von der Person Jesu und seiner Überlieferung im Neuen Testament. Vor allem ist diesem Kap. zu entnehmen, dass sich die Männlichkeit Jesu Christi auf der Basis des hellenistischen Verständnisses als Inbegriff vollkommenen Menschseins erklärt. In Fortschreibung der Chronologie erläutert das Hauptkap. II „Leibhaftiges Heil. Die zwei Identitäten Christi im Mittelalter“ (71–134) unter Rückgriff auf Reflexionen zu mittelalterlichen Geschlechtertheorien die Diskurse zu der Christus von der Scholastik zugeschriebenen Männlichkeit und Weiblichkeit. Diese integrierten bzw. inspirierten die Deutungen der Vorhaut Christi ebenso wie die Diskussion der Brüste Christi bzw. der Seitenwunde Christi (als Uterus und Vagina). Unter der Überschrift von Hauptkap. III „Verschweigen und Beschwören. Die drei Geschlechter Christi in der frühen Neuzeit“ (135–201) legt S. dar, wie es besonders im Zuge der Reformation zu einer gründlichen Infragestellung mittelalterlicher Traditionen (u. a. Vorhautreliquie, Keuschheit Christi etc.) kam. Schlussendlich konkurrierten in dieser Epoche die Männlichkeit, die Weiblichkeit und die Androgynität Christi miteinander, wie S. anhand mancher Tradition konfessionsübergreifend veranschaulicht. Dabei lassen sich – so legt es S. nahe – die theologischen Entwürfe, die eine Androgynität Christi vertreten, „möglicherweise als Reaktion auf die zunehmende Durchsetzung der Zwei-Geschlechter-Theorie verständlich machen“ (200). Im Hauptkap. IV „Natur und Dekonstruktion. Die vielen Männlichkeiten Jesu in der Moderne“ (203–262) formuliert S. im Rückblick auf frühere Epochen einleitend: „Die Geschlechterdifferenz, die in der Antike noch als durchlässig gegolten hatte und im Mittelalter unter Berufung auf ihren gottgewollten Charakter nur teilweise fixiert worden war, [wurde in der Moderne] für ebenso unveränderlich erklärt

wie die Gesetze der Natur, die ihr angeblich zugrundlagen.“ (207) Einerlei ob man Christus als Verheirateten, als Witwer, als Polygamen, sogar als Schwulen oder mit Nachkommen samt einer vielfältig diskutierten Blutslinie wahrnahm – bei seiner Männlichkeit blieb es, bis die feministische Theologie sie seit den 1970er Jahren zu dekonstruieren begann. Das geschah dadurch, dass die feministischen Theologinnen Jesu Männlichkeit erstens zu überwinden, zweitens davon zu abstrahieren, drittens sie zu minimieren und viertens sie zu relativieren suchten, während einige von ihnen auch an der Männlichkeit Jesu festhielten. Ein Neuansatz in der Debatte erfolgte erst, als man auf der von Judith Butler gelegten theoretischen Basis daran ging, „Entwürfe eines ‚queeren‘ Jesus“ zu entwickeln (256). Hier schalteten sich besonders die Theolog:innen mit ihren Entwürfen ein, die innerhalb der binär konstruierten Heteronormativität keinen Platz für ihr Jesus- bzw. Christusbild gefunden hatten. Die Diskussion reicht(e) hin bis zur Konstruktion eines „intersexuellen Christus“. Ein „Epilog“ (263–274) rundet die Studie ab.

Im Ergebnis legt S. eine (auch aufgrund ihres Detailreichtums) durchaus nicht immer leicht, aber durchweg verständlich und inspirierend zu lesende Studie vor. Im Rahmen seiner Rekapitulation der 2000-jährigen Christentumsgeschichte arbeitet er eindrucksvoll heraus, wie dominant die Sicht auf Christus als Mann einzuschätzen ist. Zwar finden sich seit den christl. Anfängen u. a. auch Traditionen zur Weiblichkeit Christi, aber in viel geringerem Umfang, verglichen mit den Zeugnissen für die Männlichkeit Christi. Bei der Sichtbarmachung dieses epochenübergreifenden Resultats kommt es S. zugute, dass er als Kirchenhistoriker zugleich über bemerkenswerte – international ausgreifende – Kenntnisse im Bereich der Systematischen Theol. verfügt und sich auch in kulturgeschichtlichen Theoriwelten als versiert erweist. Die Tragweite dieses Kenntnisreichtums zeigt sich bis hinein in den mit „Geschlechtergeschichte und Heilsgeschichte“ überschriebenen „Epilog“.

Fragwürdig wirkt es, dass die vorliegende Studie mit *Christus (m/w/d)* überschrieben ist. Denn dieser Titel klingt erstens eher nach einer (Stellen-)Ausschreibung; S. aber bietet einen Überblick über Christus-bezogene Zuschreibungen. Zweitens insinuiert der Titel eine erstrangig gegenwartsgeleitete Orientierung an der auch in der aktuellen Öffentlichkeit oft erhitzt geführten Gender-Debatte. Im Unterschied dazu geht es S. mit seinem historischen Längsschnitt allerdings darum, die „Geschlechtergeschichte als sukzessive Überlagerung verschiedener ideengeschichtlicher Traditionsschichten zu beschreiben, die ihre je eigene Entwicklung haben und sich doch mit den anderen Traditionen in vielfältiger Weise überschneiden“ (263). Und wenn S. als letzten (übrigens von lutherischen oder röm.-kath. Dogmatikern wohl kaum geteilten) Satz seiner Studie formuliert: „Die Geschichte des Christentums zeigt: Solange es Christen gibt, entscheidet nicht die Inkarnation über das Geschlecht Christi, sondern das Begehren derer, die an ihn glauben“ (274), dann wird zukünftig drittens theol. umso mehr zu bedenken sein (und das tut S. an keiner Stelle!), auf welche kirchlichen Handlungsfelder sich die Entscheidung über das Christus zugeschriebene körperliche Geschlecht jeweils auswirkt. Exemplarisch sei hier allein auf die Relevanz des Christus zugeordneten Geschlechts für die Frage nach dem Weiheamt für Homosexuelle oder Transgender-Menschen, ja besonders für Frauen verwiesen.¹

¹ Dazu s. zuletzt Matthias REMENYI/Thomas SCHÄRTL: „Normativität – Plausibilität – Ikonizität. Überlegungen zur Frauenordination“, in: *Christusrepräsentanz*. Zur aktuellen Debatte um die Zulassung von Frauen zum priesterlichen Amt, hg. v. Margit ECKHOLT/Johanna RAHNER, Freiburg – Basel – Wien 2021 (*Quaestiones Disputatae*, 319), 44–75; Hubertus LUTTERBACH: „Wahrer Christus und wahre Christa“, in: *Herder Korrespondenz* 77 (2023, Heft 10) 23–26.

Über den Autor:

Hubertus Lutterbach, Dr. Dr., Professor für Historische Theologie am Institut für Katholische Theologie der Universität Duisburg-Essen (hubertus.lutterbach@uni-due.de)